

Rezensionen

Alexander Hesse

Ein Denkmal wird errichtet

Nachrede auf eine Schrift über den Braunschweiger Kunsterzieher Professor Ernst Straßner (1905-1991)

Der Fall

Wohlgemerkt: es geht nicht um Ernst Straßner. Straßner, 1905 geboren, starb am 12. Juli 1991 als Emeritus der Technischen Universität Braunschweig, seine biographisch so wichtige Lebensphase der beruflichen Etablierung fiel mithin in die schwierige Zeit des »Dritten Reiches«. Er lehrte seit 1934 an den Hochschulen für Lehrerbildung in Cottbus, Braunschweig und Frankfurt an der Oder, um nach dem Zweiten Weltkrieg 1947-1970 seine Laufbahn als Dozent und Professor für Bildende Kunst und ihre Didaktik an der Braunschweiger PH fortzusetzen.

Es geht um einen denkwürdigen Fall von Geschichtsklitterung, in dem er nicht die Rolle des Akteurs, sondern die des Mediums spielt. Am 20. Januar 1992 wurde eine in Braunschweig angeregte und im März 1991 dem Fachbereich Philosophie II der Julius-Maximilians-Universität Würzburg vorgelegte Dissertation über Leben und künstlerisches Werk Straßners angenommen und die Autorin, Regine Nahrwold, zum Dr. phil. promoviert. Lenkender Geist, der die Arbeit inspirierte, anregte und betreute, war der im Sept. 1992 verstorbene frühere Braunschweiger Professor für Kunstgeschichte Martin Gosebruch, ein langjähriger Freund und, wie seine zahllosen Artikel vornehmlich in der »Braunschweiger Zeitung« zeigen, ein Bewunderer und Förderer des »Malers von Geblüt« Straßner, dessen verkannte Kunst er unermüdlich zu popularisieren trachtete.¹ Infolge einer schweren Erkrankung Gosebruchs zeichnete als »Doktorvater« Dr. Stefan Kummer verantwortlich, Ordinarius und Direktor des Instituts für Kunstgeschichte an der Universität Würzburg. Als Korreferent fungierte Dr. Christian Lenz, der, in Würzburg habilitiert, als Privatdozent an der Ludwig-Maximilians-Universität und Stellvertretender Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlung in München wirkt. Das Städtische Mu-

seum Braunschweig prämierte das Werk, noch ehe das Doktordiplom unterzeichnet war, durch die Aufnahme in seine Reihe »Braunschweiger Werkstücke«; herausgekommen ist ein ansehnliches Buch, reich illustriert, auf feinem Papier vierfarbgedruckt und stabil gebunden – ein Opus, das schon äußerlich eine über den Tag hinausreichende Geltung beansprucht.²

Verirrungen I

Doch hält der Inhalt, was der schöne Schein verspricht? Ein Drittel des Textes widmet die Autorin der Biographie Straßners, legitim und berechtigt insofern, als nicht zuletzt erst die sorgsame Analyse des Lebensweges das Lebenswerk zu entschlüsseln vermag. Freilich: sie orientiert sich, wie sie im Vorwort beinahe treuherzig eingesteht, allein an Selbstäußerungen Straßners. Sie beruft sich auf persönliche Gespräche und das 1985/86 begonnene, unvollendete und unveröffentlichte Manuskript seiner »Lebenserinnerungen« (12). Mehr noch: Sie prüft selten, neigt zu Zitat und Paraphrase und ordnet und ergänzt vornehmlich nur dort, wo es der Vorlage an kunsthistorischem Zeitkolorit mangelt. Es scheint, als fechte sie das Risiko ihres auf Vertrauen allein gegründeten Verfahrens nicht an, das aus den verständlichen Verklärungen des Alters droht. Gibt es nicht Beispiele im Überfluß, in denen Zeitgenossen gerade über die Epoche zwischen Weltwirtschaftskrise und Entnazifizierung den Mantel des Schweigens oder den Schleier der Retusche legen, um damit die eigene Person am Ende bis zur Unkenntlichkeit zu mystifizieren? So darf das Resultat der methodischen Einfalt, die den elementaren Standards der Forschung hohnspricht, im Grunde nicht überraschen.³

1928 legte Straßner an der Preußischen Kunstschule in Berlin-Schöneberg seine erste, 1930 seine zweite Staatsprüfung für das künstlerische Lehramt an höheren Schulen ab. Ein unbedrängter Eintritt in den erlernten Beruf blieb ihm damit freilich versagt. Drei lange Jahre mußte er sich ohne Aussicht auf rasche Besserung mit unentgeltlichen oder schlecht bezahlten Lehraufträgen an einem Gymnasium in Falkensee und an Seminaren für Kindergärtnerinnen in Berlin, stets am Rande des Existenzminimums, in unfreiwilliger Selbstbescheidung üben. Die Große Depression, deren Ende niemand absah, traf die frisch examinierten Junglehrer, zumal jene der geisteswissenschaftlich-musischen Fächer, die dem Beschäftigungsmonopol des Staates bedingungslos ausgeliefert waren, besonders hart. Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung bildeten ein nachgerade chronisches Schicksal in einer Zeit, in der die Klagen über die ausufernde »Bildungsinflation«, die »Überfüllung der Hochschulen« und das bedrohlich wachsende »akademische Proletariat« in Politik und Presse auf der Tagesordnung standen. Auf 50-80000 schätzten Experten 1932/33 die Zahl der »überzähligen« Hochschulabsolventen. Pessimistische Prognosen zufolge sollte ihre Summe bis zum Ende der Dekade auf 200-300000 anschwellen. Indes lag der deutsche Gesamtbedarf bei nur 350000; beinahe jedem berufstätigen, so fürchtete man, würde ein unbeschäftigter Akademiker gegenüberstehen.⁴

Bemerkenswert und ungewöhnlich ist unter diesen Umständen, wie rasch sich Straßner, sobald Hitler am 30. Januar 1933 als Reichskanzler inthronisiert war, im bürgerlichen Erwerbsleben einrichten konnte. Regine Nahrwold schildert eindringlich, wie er, vermutlich im Jahr 1932, eine kulturpolitische Propagandaveranstaltung

der NSDAP besucht und alsbald nach lautstarken antisemitischen Haßtiraden in Abscheu und Entsetzen das Versammlungslokal verläßt (35). Doch so anrührend sympathisch die Szene anmutet, so wenig trifft sie den Kern der Realität. Noch im Frühjahr 1933 tritt Straßner in die NSDAP ein und zählt damit zu jener Springflut der »Märzgefallenen«, die, kaum hatte der Nationalsozialismus die Macht erobert, sei es aus emphatischer Überzeugung, sei es aus der brisanten Koinzidenz von existentieller Not, Zukunftsangst und blindem Vertrauen in den Hoffnungsträger Hitler oder aus dem flinken Entschluß, ihr Fähnlein zeitig in den Wind zu hängen, die Partei vor eine funktionale Belastungsprobe stellte, der diese nur durch einen rigorosen Aufnahmestopp zum 1. Mai 1933 zu begegnen mußte.⁵

Ostern 1933, erstmals der lähmenden Ungewißheit entronnen und wirtschaftlich gesichert, nimmt der Parteigenosse Straßner seine Arbeit als vollbeschäftigter Studienassessor zugleich am Städtischen Reform-Realgymnasium und an der Lateinischen Hauptschule (»Latina«) der Franckeschen Stiftungen in Halle auf. Regine Nahrwold entschließt sich in Unkenntnis oder in bewußter Mißachtung seiner neuen politischen Heimat zu einer abwegigen Deutung. Sie skizziert den erschütternden, oft gewalttätigen Einbruch der »NS-Revolution« in die heile Welt des Hauptstadtlebens und zitiert: »Man fand sich bald fremd in Berlin, und so nahm ich 1933 eine Zeichenlehrstelle in Halle an der Saale an« (36). Tatsächlich war die freie Berufswahl in einer Welt, die von Massenarbeitslosigkeit geprägt war, inzwischen längst zur Illusion geworden.

Verirrungen II

Ein Jahr später, Ostern 1934, wird Straßner an die Kaiserin-Viktoria-Oberschule für Mädchen in Halberstadt am Harz versetzt. Er genießt auch hier das Privileg einer beamteten Stellung auf Probe, um das ihn Tausende seiner zur Untätigkeit verurteilten Alters- und Berufsgenossen beneidet hätten. Dennoch heißt es lapidar: »Da ihn die Arbeit an dieser Schule jedoch nicht befriedigt, bewirbt sich Straßner Ende des Jahres an die neugegründete Hochschule für Lehrerbildung in Cottbus« (36). Abgesehen von der Tatsache, daß Ende 1934 der Ruf an Straßner längst ergangen war⁶, bestand die Hochschule, die Abiturienten in einem viersemestrigen Studiengang zu Volksschullehrern ausbildete, unter der Bezeichnung »Pädagogische Akademie« schon in den Jahren 1930-1932, bevor sie am 31. März 1932 unter Kultusminister Adolf Grimme (SPD) der Zweiten Preußischen Sparverordnung vom Dezember 1931 zum Opfer fiel. Der in diesen zwei Jahren amtierende Professor für Bildende Kunst wurde in den einstweiligen Ruhestand geschickt und wenig später auf den Posten eines Studienrats an einem Provinzgymnasium im holsteinischen Wandsbek abgeschoben. Als am 4. Mai 1934 die Cottbuser Akademie unter neuem Namen, als Hochschule für Lehrerbildung, wiedereröffnet wird, ersetzt ihn nach halbjähriger Vakanz Ernst Straßner.

Zuvor allerdings muß sich Straßner wie alle Bewerber einem obligaten Vorstellungsgespräch im Preußischen Kultusministerium unterziehen, an dessen Spitze seit Frühjahr 1933 Bernhard Rust (NSDAP) steht. In der Unterredung, die um den Juden und Maler Max Liebermann (1847-1935) kreist, steht ihm, so die Nahrwold'sche Fama, das Glück zur Seite: »der Beamte, der ihn prüft, ist kein überzeugter Nazi, so

daß er die Stelle erhält« (36). Der genaue Termin jenes Treffens in Berlin ist nicht überliefert. Gleichwohl kommen, da für die Rekrutierungs- und Berufungspolitik in der Lehrerbildung verantwortlich, nur drei Personen als potentielle Gesprächspartner Straßners in Betracht: der Ministerialrat und anfängliche Referatsleiter Professor Dr. Ernst Bargheer, »alter Kämpfer« der Partei, SA-Sturmführer und Leiter der Fachschaft IV »Lehrer an Volksschulen« in der Reichswaltung des NS-Lehrerbundes in Bayreuth, oder die Referenten Professor Dr. Albert Holfelder und Professor Dr. Walter Voigtländer, beide Dresdner Schüler des prominenten NS-Pädagogen Alfred Baeumler, beide NSDAP-Mitglieder, die am Anfang einer steilen Karriere als Kultusbeamte und SS-Führer stehen. Keine Spur eines versteckten, im Geheimen wirkenden Opponenten, der den ihm geistig anverwandten NS-Kritiker Straßner nach einem wohlwollenden Fachexamen in den Hochschuldienst lanciert! Welche Qualitäten und Qualifikationen hätten auch den eben 29 Jahre alten namenlosen Kunsterzieher, der weder auf bahnbrechende Erfolge in der Malerei noch auf Verdienste als promovierter und publikationsfreudiger Fachdidaktiker oder gar auf langjährige (Volks-)Schulerfahrung zurückblicken konnte, vor den Legionen möglicher Konkurrenten zu seinem plötzlichen Aufstieg befähigen sollen?

Verirrungen III

Im Oktober 1934 wird Straßner als kommissarischer Dozent, in Rang und Besoldung einem Studienrat vergleichbar, nach Cottbus berufen, im Februar 1935 in den Stand eines Beamten auf Lebenszeit erhoben und bereits drei Jahre später, am 20. April 1938, zum Professor ernannt. Aus seinem unsicheren Berliner Dasein mit prekärer Berufsperspektive gelangt er binnen zweier Jahre in den auserlesenen Kreis lokaler Honoratioren der Stadt Cottbus.

Und er kommt, so will Regine Nahrwold glauben machen, in gute Gesellschaft. »Im neuen Kollegium ist man sich einig in der Ablehnung Hitlers, steht z.T. sogar dem Kreisauer Kreis nahe« (36). Tatsächlich wähten sich die Dozenten, allesamt Männer der NSDAP, als pädagogische Speerspitze des Nationalsozialismus. Die gesamte Hochschule war – der Lehrkörper am Gipfel, die (ausschließlich männlichen) Studenten am Fuß der Hierarchie – als SA-Sturm organisiert. »Mit marxistischen, liberalistischen, demokratischen und pazifistischen Lehrern«, so hatte Rust in seinem ersten Rechenschaftsbericht als preußischer Minister aus Anlaß seines 50. Geburtstages am 30. September 1933 erklärt, »können völkische Erziehungsprogramme nicht verwirklicht werden.«⁷ Um so mehr galt dies für die Lehrerbildung, die sich rückhaltlos der herrschenden Doktrin unterwarf. Der NS-Staat habe mit Erfolg dafür Sorge getragen, so sekundierte Hochschuldirektor Professor Max Momsen 1937, »die Dozenten- und Studentenschaft durch den Eintritt in die Parteigliederungen gleichzurichten. So konnte sich in der Lehrerbildung sehr bald der Geist der marschierenden Kolonne und des Lagers, des geschlossenen Einsatzes der Mannschaft und des gemeinsamen Dienstes durchsetzen.«⁸

Schon die wundersame Wandlung Straßners und seiner Professorenkollegen von der »SA der Erziehung« (Rust) zu aufrechten Regimegegnern ist abenteuerlich, absurder noch ist das fürsorgliche Bemühen der Autorin, einen Bogen von Cottbus ins niederschlesische Kreisau zu schlagen. Der nach seinem Tagungsort, dem Gut

des Grafen Helmuth James von Moltke (1907-1945), benannte Kreis war ein von der Außenwelt abgeschirmter, konspirativer 20köpfiger Widerstandszirkel, der um den Preis des Überlebens keinen Drang zu öffentlicher Programmatik und Publizität entwickeln durfte. Wer aber wollte einem Geheimbund, von dessen Existenz neben den Eingeweihten niemand wußte, »nahestehen«? Im übrigen: das erste Treffen fand – nach konstituierenden Korrespondenzen und Beratungen, die bis in den Sommer 1940 zurückreichen – vom 22.-25. Mai 1942 in Kreisau statt.⁹ Zu diesem Zeitpunkt bestand die Cottbuser Hochschule für Lehrerbildung nicht mehr, der Direktor war im September 1939 in Polen gefallen und Straßner unterrichtete – nach kurzen Abordnungen an die Schwesterhochschulen in Braunschweig (1939/40) und Frankfurt an der Oder (1940/41) – an der Lehrerbildungsanstalt Cottbus.

Schließlich wird Straßner vollends in die gewünschte Traditionslinie gerückt. »Der Pädagoge Bohnenkamp, mit dem Straßner befreundet ist und dessen ganze Familie er portraitiert, bringt manchmal Adolf Reichwein zu Gesprächen im Freundeskreis mit« (36). Eine flüchtige Bekanntschaft fungiert als Ausweis couragierter Wohlanständigkeit. Doch Reichwein, 1934-1939 Landschullehrer in Tiefensee, Kreis Oberbarnim, widmete sich in jener Zeit der Begegnung dem pädagogischen Mikrokosmos seines »schaffenden Schulvolks«¹⁰, nicht der Politik. Im Mai 1939 wurde er als Leiter der Abteilung »Schule und Museum« an das Staatliche Museum für deutsche Volkskunde in Berlin berufen. Erst in Berlin begann sein leidvoller Weg in den Widerstand, zum Bildungs- und Kulturexperten des Kreisauer Kreises, der mit seiner Verhaftung im Juli 1944, mit dem Todesurteil des Volksgerichtshofes und mit seiner Hinrichtung im Zuchthaus Plötzensee am 20. Oktober 1944 endete. Der von Regine Nahrwold gewählte Kunstgriff, Straßner am postumen Ansehen Reichweins teilhaben zu lassen, verfehlt mithin die Wirklichkeit. Daß der Mittelsmann der Verbindung Straßner-Reichwein, Hans Bohnenkamp, nicht nur Professor für Erziehungswissenschaft in Cottbus, sondern auch NSDAP-Angehöriger und SA-Obersturmführer war, erscheint ihr als vernachlässigenswerte Petitesse.

Schweigespирale und Lobekartell

Insgesamt entwirft die Autorin die im Nachkriegsdeutschland (West) beliebte Fiktion eines (heimlichen) Regimegegners, der, wo immer er sich niederläßt: in Berlin, Halle und Cottbus, von Scharen vermeintlicher Opponenten gleich einem Cordon sanitaire umlagert ist. Die NS-Diktatur erstarrt zur Kulisse, die politisierte Alltagswelt der 1930er Jahre degeneriert zu einem idyllischen Beiwerk von schemen- und schamhafter Flüchtligkeit. Parteigänger des »neuen Staates« erscheinen als ferne Komparnen, als lauthals schimpfende und randalierende Horden von Fanatikern, anonym und dämonisch. Nur einer tritt aus der Masse hervor, der namentlich und leibhaftig der NSDAP zugehörte: ein Mann namens Adolf Hitler. Nur leidlich verbrämt zeigt sich hier die populäre Ideologie des »Nazispuks«, der grundlos kam und spurlos ging, das Klischee einer politischen Heimsuchung, an der mit Ausnahme der Verurteilten von Nürnberg niemand identifizierbar beteiligt war, es sei denn als Opfer, Zaungast oder Eremit. So verwundert es letztlich nicht, daß das Verfahren der Entnazifizierung, dem sich auch Straßner nicht entziehen konnte, mit keiner Silbe Erwähnung findet.

Zerrbilder dieser Art finden sich in beinahe inflationärer Zahl in der Festliteratur, die in den vergangenen fast fünfzig Jahren jenen preußischen Lehrerbildnern gewidmet wurde, die bei Kriegsende weder gefallen noch gestorben oder in die Pension entlassen waren, sondern ihren Berufsweg in Ehren fortsetzen konnten. Einerseits möchten darin die Lobredner auf Details aus den Viten der Jubilare nicht verzichten, um dem lesenden Publikum deren Weg zu Renommee und Erfolg zu offenbaren. Andererseits müssen die Lebensläufe in jenen Passagen, die in das »Dritte Reich« datieren, systematisch manipuliert und geschönt werden, um jedem Anschein eines braunen Makels vorzubeugen. Die biographischen Retuschen, die bei etwas Mißtrauen und gründlicher Recherche unschwer zu Tage treten, sind zum einen Symptome eines kollektiven Entschuldungsprozesses unter belasteten Freunden und Fachkollegen, der im Zuge der Entnazifizierung nach dem Zweiten Weltkrieg mit der bereitwilligen Ausfertigung von »Persilscheinen« auf Gegenseitigkeit begann und in einem fortwährenden Lobkartell seine dauerhafte Form fand. Sie sind zum anderen wohlfeile Instrumente der Karriereplanung. Nach dem Prinzip des »do ut des« wird öffentliche Demut, Hochachtung und Bewunderung der Schüler gegen Protektion der akademischen Lehrer getauscht. Mehr noch: Schon aus Eigennutz hat der wissenschaftliche Nachwuchs ein vitales Interesse daran, die Aura seiner Lehrmeister so hell als möglich leuchten zu lassen, um sich im Glanz jenes Lichtscheines bewundern zu lassen, den er selbst entzündet hat. Kritische Gefährdungen, die aus dem Schatten der Vergangenheit aufzuziehen drohen, würden nicht nur die Generation der Alten treffen, sondern auch für die ihnen auf Gedeih und Verderb verbundenen Doktoranden und Habilitanden das unkalkulierbare Risiko bergen, ihre akademischen Weihen zu entwerten und ihren Lebensplan zu bedrohen. Insofern gehören ein hohes Maß an Anpassungsbereitschaft nach oben und die rituelle Versicherung gegenseitiger Wertschätzung zum konstitutiven Merkmal einer »scientific community«.

Wunschergebnis

Dieser Tradition gehorcht auch die Nahrwold'sche Dissertation. Sie verfährt nach dem erprobten Gesetz der machtvollen Vagheit: Mit suggestiver Rhetorik und Virtuosität, für den interessierten Laien kaum merklich, werden Assoziationsreihen geknüpft, die, im Detail nicht immer falsch, in ihrer Konstruktion in den gestanzten Formeln innerer Emigrantenschaft enden. Sie beschreibt ein Leben, aufgehoben und begrenzt zwischen Atelier, Kunstakademie und Museum. Sie skizziert eine dunkle, verhängnisvolle Epoche deutscher Geschichte als farbiges Panoptikum zwischen alten Meistern und Avantgarde; und zeigt sich unverhofft ein störendes Braun, entschwindet der Held gleichsam durch die Tapetentür. Naivität? Wohl kaum. Es sollte ein Denkmal errichtet werden, und um das profane Motiv der Hagiographie zumindest notdürftig zu verbergen, half die Fassade der Wissenschaftlichkeit. Dafür schien jedes Mittel recht – auch das grobe Geschichtsklitterung. Es war offenkundig nie die Absicht, das Schicksal Straßners in seinen Irrungen und Widersprüchen zu enträtseln, um damit Zugang zu seinem Werk und Vermächtnis zu finden. Im Gegenteil: biographische Risse, Brüche und Narben werden übertüncht, verdeckt und verheimlicht; anstatt die Person Straßner im Spiegel seiner Zeit zu re-

konstruieren, entsteht die Legende eines Lebens, die dem künstlerischen Genius nachspürt und seine Entfaltung aus embryonaler Latenz zur höchsten Vollendung verfolgt.

Der Spiritus rector der Arbeit, Martin Gosebruch, der seine eigenen Würdigen Ernst Straßners nahtlos fortgeführt fand; die Autorin, deren langjährige persönliche Verbindung zum Objekt ihrer Forschung – 1981 malte Straßner ein großformatiges »Portrait R. N.«¹¹ – jede analytische Distanz und Skepsis untergrub; und die Gutachter, die gewiß nicht, professoraler Allmachtsphantasie folgend, ein Manuskript akzeptierten, bei dessen Beurteilung sie sich als überfordert erwiesen: sie alle haben das erhalten, was sie, wie es scheint, erhofften und erstrebten – eine Festschrift im Gewande einer Qualifikationsarbeit, eine Gefälligkeitsschrift mit dem Anschein wissenschaftlicher Autorität und Reputierlichkeit. Der Preis ist ein zuweilen peinliches Phantombild, das mit dem Original wenig gemein hat.

Anmerkungen:

- 1 Braunschweiger Zeitung, 11.6.1972, 29.11.1974, 4.11.1978 (»Bilder und Farben eines Malers von Geblüt«), 19.6.1985 u. 19.7.1991. Vgl. Mitteilungen der TU Braunschweig Jg. 20, 1985, H. 2, S. 5-6, Frankfurter Allg. Zeitung, 31.7.1991. Vgl. umgekehrt Porträt und Vorwort Straßners in: Martin Gosebruch zu Ehren. Festschrift anlässlich seines 65. Geburtstages am 20. Juni 1984. Hrsg. v. Frank N. Steigerwald. München 1984, S. 6-7. In den Austausch wechselseitiger Ergebniseitsadressen fügte sich früh auch Regine Nahrwold ein. Vgl. ihre Beiträge in: Augenblicke. Kunstgeschichtliche Aufsätze für Martin Gosebruch zu seiner Emeritierung, dargebracht von Studenten und Doktoranten (!) der Kunstgeschichte. Göttingen 1986, S. 71-79, und im Braunschweiger Ausstellungskatalog »Ernst Straßner« (Anm. 11).
- 2 Regine Nahrwold: Ernst Straßner. Leben, Stellung zur zeitgenössischen Kunst, Werk 1924-1990 (= Braunschweiger Werkstücke, Bd. 82). Braunschweig 1991.
- 3 Die folgenden Einwurfe basieren auf einer 700seitigen unveröffentlichten Dokumentation über die 600 Professoren und Dozenten, die in der Zwischenkriegszeit an den preußischen Pädagogischen Akademien (1926-1933) und Hochschulen für Lehrerbildung (1933-1941) tätig waren.
- 4 Alexander Hesse: »Bildungsinflation« und »Nachwuchsmangel«. Zur deutschen Bildungspolitik zwischen Weltwirtschaftskrise und Zweitem Weltkrieg. Hamburg 1986, S. 66-79.
- 5 Zum Prozeß der allmählichen Annäherung der Berufsgruppe der Kunsterzieher (»Zeichenlehrer«) an NSDAP und NS-Lehrerbund in den Notjahren 1929-1933 vgl. Wolfgang A. Reiss: Die Kunsterziehung in der Weimarer Republik. Geschichte und Ideologie. Weinheim, Basel 1981, S. 177-201.
- 6 Cottbuser Hochschulnachrichten. Neuberufungen an der Hochschule für Lehrerbildung (H. f. L.) in Cottbus. In: Cottbuser Anzeiger, 23.10.1934.
- 7 Friedrich Hiller (Hrsg.): Deutsche Erziehung im neuen Staat. Langensalza, Berlin, Leipzig ²1936, S. 39.
- 8 Max Momsen: Der Weg vom Seminar zur Hochschule. In: Die Hochschulmannschaft Cottbus H. 1, 1937/38, S. 8-10, 9. Im Wortlaut ähnlich Max Momsen: Die Hochschule für Lehrerbildung als Erziehungsstätte im Dritten Reich. In: Cottbuser Anzeiger, 19./20.6.1937.
- 9 Der Kreisauer Kreis. Porträt einer Widerstandsgruppe. Begleitband zu einer Ausstellung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Bearb. v. Wilhelm E. Winterhager. Berlin 1985, S. 239.
- 10 Vgl. als Tätigkeitsbericht seiner Zeit in Tiefensee und zugleich als Programmschrift für eine künftige Volksschularbeit Adolf Reichwein: Schaffendes Schulvolk. Stuttgart, Berlin 1937.
- 11 Ernst Straßner. Gemälde und Zeichnung

aus den Jahren 1924 bis 1985. Ausstellung zum achtzigsten Geburtstag des Künstlers am 19.6.1985. 3. Juli - 28. Juli 1985. Kunstverein zu Braunschweig. Göttingen 1985, S. 68. Vgl. darin den Beitrag Regine Nahr-

wolds: Zur Farbigkeit in den Bildern Ernst Straßners, S. 11-17, in dem sich bis in einzelne Formulierungen erste Konturen des Kapitels »Werk 1924-1990« der späteren Dissertation abzeichnen.